

Nekr

E

90





Fridr. Edelmann
1890-1955

G 1968/599
Dr. P. Scherrer



Paul Thomas
1917

Der römische Brunnen.

Aufsteigt der Strahl, und fallend gießt
Er voll der Marmorschale Rund,
Die, sich verschleiernd, überfließt
In einer zweiten Schale Grund.
Die zweite gibt, sie wird zu reich,
Der dritten wallend ihre Flut,
Und jede nimmt und gibt zugleich
Und strömt

und ruht.

(C. F. Meyer)



Als wir an einem schwermütig schönen Herbst-
abend des letzten Jahres, am ersten Oktober-
montag, unsere Frida hinausbegleiteten zum
Abschied für immer, da gründete Pfarrer Hans
Gut seine freundschaftlichen Gedenk- und Tro-
stesworte auf den Ausspruch des Erlösers, wie
ihn der Evangelist Johannes überliefert:

Ihr habt nun Traurigkeit;
aber ich will euch wiedersehen,
und euer Herz soll sich freuen,
und eure Freude soll niemand von euch nehmen.

Dankbares Gedenken an liebe Heimgegan-
gene läßt sie in und um uns weiter weilen.
Sie sind uns nahe mit ihrer Güte und Herz-
lichkeit, weit über Tod und Grab hinaus, wenn
schwere Stunden uns anfechten. Aber uner-
gründbares Geheimnis bleibt ein verheißenes
Wiedersehen in einer andern Wirklichkeit.

Und doch ragt dieses andere Leben in unser gegenwärtiges hinein; denn unsere Zuversicht auf die verheißene Freude, die niemand uns nehmen kann, etwas von göttlicher Offenbarung auch an den Geringsten unter den Menschen kann denen, die sich im Glauben zu vollenden vermögen, zur Gewißheit werden. Dann erst erfassen wir den Heimgang eines unzertrennlich mit uns verbundenen Angehörigen als eine segensreiche Läuterung und sind dankbar, daß diesem ein beschwerlich, ja, unerträglich werdendes Weiterleben erspart geblieben ist.

* * *

Wahrhaftig — Traurigkeit überkommt uns noch immer, wenn wir, vor allem der vereinsamte Gatte, durch die sonst gemiedene Muße uns des Verlustes immer wieder und so recht bewußt werden, der Unerseßbarkeit eines liebsten Menschen, mit dem wir durch die entscheidenden Jahre unseres Lebens gewandert sind. Und wenn wir in verzagten Augenblicken das Unabänderliche einfach nicht zu erfassen ver-

meinen, dann ist es vielleicht der Blick auf das allgemein menschliche Schicksal, welches der Evangelist mit seinen Erinnerungen, Betrachtungen und Beispielen umfaßt, und wir rufen uns auf zu dem festen Entschluß, dem Leben noch abzugewinnen, wenn es sein muß, abzurufen, was uns für eine ungewisse Zeit beschieden bleibt. Wird uns dabei der stete Gedanke an die liebe Verstorbene zum leuchtenden Leitstern, dann werden wir uns des Segens bewußt, der von hier aus auf letzte Pflichterfüllung ausstrahlt.

So drängt es uns, vor aller Welt auszusagen, was Frida in bescheidener Zurückgezogenheit vor derselben uns gewesen ist, ihr den Dank auszusprechen, den sie um uns verdient, vielleicht nicht immer in gebührendem Maße von uns empfangen hat.

Heute hätte Frida Edelman ihr 66. Lebensjahr vollendet. Indem wir die vor zehn Monaten im Augenblick des ersten, betäubenden Schmerzes flüchtig hingeworfene Skizze ihres

Lebensbildes ergänzen und in kräftigeren Zügen zeichnen, möchten wir das dankbare Andenken nachdrücklicher umschreiben, das uns für unsern Lebensabend ständig begleiten und erfüllen soll.

4. August 1956.

S. E.

Wenn Goethe in seinem geflügelten Wort uns auf die Erbanlagen besinnen läßt, so trifft auf Frida Edelman tatsächlich zu, daß des „Mütterchens Frohnatur“ und „des Vaters ernste Lebensführung“ in ihr zusammengefloßen sind. Im besondern aber vereinigte sie ihre Eltern in sich, was nach der allgemeinen Entwicklung des Menschen sich gewöhnlich erst später entfaltet, im väterlichen Erbteil unbeugsamer Rechtlichkeit mit der mütterlichen Gabe einer herrlichen Stimme, mit künstlerischen Neigungen überhaupt.

Das Bild der kleinen Familie Jakob Edelmanns, des wackern Lichtensteiger Schulmeisters, und der Frida Knöpfel, die beide sich trefflich ergänzten, unter deren Güte und herzlicher Liebe das Mädchen mit ihrem vier Jahre ältern Bruder Albert heranwuchs, ist aufgezeichnet in den köstlichen Erinnerungen der Mamma, welche mit sicherer Feder und in unnachahmlicher Mundart den häuslichen und Bekanntenkreis geschildert hat. „s Frideli“ habe schon an seinem ersten Lebenstag mit besonde-

ren Neuglein in die Welt geschaut und sei mit einer tadellosen Stimme begabt gewesen. Noch ehe es die ersten Wörtchen stammeln konnte, lernte das Göfli alle möglichen Lieder — sogar die zweite Stimme allein — nachsingen, wie sie sie von der Mutter hörte, „ganz exakt und richtig“, daß der stolze Papa bereits vom Ruhm eines Wunderkindes träumte: „Die loht me denn usbilde bis zum nöchste Sängersescht!“ Nicht weniger entschieden entwickelte das Kind aber auch einen festen, eigenen Willen, wurde trotz seiner „pädagogischen Umgebung“ je länger je dezidiert und brachte mit seinem Widerspruchsgeist seine Umgebung vor Besuchern und Bekannten nicht selten in Verlegenheit. (Herangewachsen, hat sie sich später freimütig ihres ungebärdigen Wesens bezichtigt, vielleicht gerade deshalb im Gesang den wundervollsten Ausdruck für die Liedstelle gefunden:

„Die ganze Freundschaft weiß es ja,
Daß ich ein Unkraut bin“.)

Die Schuljahre hinterließen keine nachhaltigen Eindrücke. Mag sein, daß ein eindeutiger Mangel an rechnerischem Vermögen ihr das

Vertrauen in eigene Leistungen überhaupt be-
nahm. Einzig das Glück, in der Realschule noch
den ungemein anregenden Unterricht des
genialen Ernst Haustnecht genießen zu dürfen,
wurde ihr zum großen Ersatz fürs ganze Leben.
In seinen Stunden kannte ihre Freude und
Hingabe an das Schöne und Edle in Dichtung
und Meisterwerken der Malerei — es war die
große „Kunstwart“-Zeit — keine Grenzen. Da-
mals und in der Folge wurde ihre und unser
beider Lebensrichtung begründet und — an
den langen Abenden, da bei Gitarren- oder
Klavierbegleitung von Mutter und Bruder die
herrlichen, alten Volkslieder aus dem „Zupf-
geigenhansel“ und „Röselgarten“ ertönten —
in der noch ungetrübten „Wandervogel“-Stim-
mung der Ausblick in eine Märchenwelt eröff-
net, für welche ihre Seele so empfänglich war.

Eine unvergeßliche Erinnerung ans alte
Städtchen blieben die Jahrmärkte, wenn das
Landvolk auf dem Obertorplatz und Goldenen
Boden zusammenströmte, diese mit Fuhrwerken
überstellte, die Wolfshalden sich mit Buden

füllte und in den engen Gassen ein Gewoge von Menschen an die gute, alte Zeit gemahnte, als Lichtensteig noch der politische und wirtschaftliche Mittelpunkt der Toggenburger aus dem ehemaligen Ober- und Unteramte war. Von solchen historischen Zusammenhängen hatte das Kind ja keine Ahnung. Aber es erlebte die „Masse Mensch“ instinktiv, spürte das Spiel des Zufalles im Zusammentreffen hundertfältiger Einzelschicksale heraus und lernte ihre Träger unterscheiden nach Charakterausdruck und Sprache, wie sie sich gaben und miteinander verkehrten. Höhepunkt dieser den Alltag abwechselnden Anlässe war die „Landschützen“. Nicht nur brachte sie jeweils den stärksten Aufmarsch — unsagbar war die Stimmung des Herbsttages, in den sich am frühen Abend erstmals der Geruch gebratener Kastanien und gärender Getränke mischte, damals die ersten Trauben zu haben waren, Licht- und Schatten-spiele der bewegten Windlichter die Hausfronten geheimnisvoll belebten und die Orgelklänge der „Witwe Arnold“ durch die Hintergasse strömten. Stundenlang auf dem Fenster-

gesims des Nachbarhauses, der alten „Suft“ sitzend, wo sie die ersten Schulklassen durchlebt hatte, staunte sie hinunter auf den langsam sich entvölkernden Platz, genoß in der Orchestrierung des machtvoll tönenden Budeninstrumentes klassische und romantische Musik, und eine Romantik eigener, persönlicher Art füllte ihre Seele mit den Ahnungen und Sehnsüchten der wirklichen, schloß sie für ihr ganzes, späteres Leben empfänglich auf für echte Eindrücke, die, an sich wertvoll, die Vorstellungs- und Sinneskraft zu bereichern, den innern Menschen zu formen vermögen. So fühlte sich auch das dreizehnjährige Mädchen beim großen Erlebnis Lichtensteigs, dem Zentenarfestspiel von 1903, als es mit Papa Müller-Friedberg als Nanettchen in der Kutsche durchs Städtchen fahren durfte und auf der historisch bewegten Bühne einen lebensvollen Begriff von Bildern aus der Vergangenheit der Heimat bekam, hineingezogen ins überzeitliche Gesamtgeschick einer bürgerlichen Gemeinschaft.

Wenn es Jungmädchenart ist, sich an irgend einen flüchtigen Schwarm zu verlieren, so blieb ihr aus dieser beglückend empfänglichen Zeit der unauslöschliche Eindruck von Mörikes Dichtung. Allein schon deren Sprache und Versmelodik ließen in ihrer Seele die reinsten Saiten erklingen und nachzittern; Maler Nolten's Peregrina-Erlebnis weckte erste Ahnungen vom unergründlich Schicksalhaften, der „Turmhahn“ heitere Bilder vom häuslichen und dörflichen Idyll, in dem das Jahr behaglich dahinfließt, das Leben im ungestörten Gleichmaß sich erfüllt.

Der unerläßliche Welschlandaufenthalt, der nach damaliger Sitte auch Frida zuteil, in Wahrheit auferlegt wurde, fiel natürlich weit gegen die Eindrucksfülle solcher Erlebnisse in der Heimat ab: Ste-Croix mit seinem ihr unsympathischen, frömmelnden Milieu wirkte auf sie wie Verbannung, die Rückkehr ins Elternhaus wie Befreiung aus derselben.

An die Achtzehnjährige trat nun unmittelbar die Verantwortung eines selbständig geführten

Haushaltes und damit der Ernst des Lebens heran, als sie ihrem seit einiger Zeit im primitiven Schulhaus Dicken installierten Bruder für die täglichen Bedürfnisse zu sorgen hatte. Ihre ganze Liebe legte sie in diese Aufgabe, und als eine langwierige Krankheit Alberts mit nachfolgendem, ausgedehntem Kuraufenthalt die Geduld aller seiner Angehörigen auf die Probe stellte, ängstigte sie sich aufs tiefste um sein Aufkommen. Damit aber erlangte sie frühzeitig Selbständigkeit, klaren Willen und entschiedene Entschluffestkraft. Ihr schönster Lohn bestand im Hineinwachsen in die künstlerische Entwicklung ihres Bruders, in seine musikalischen und malerischen Fortschritte, an denen sie mit ihrer Sangesfreudigkeit und ihrem sichern Geschmack unmittelbaren Anteil nahm. Wie freute sich das Geschwisterpaar jeweilen die ganze Woche hindurch auf den Samstagmittag, wenn sie das Schulhäuschen abschlossen und einträchtig zu tale wanderten ins Elternhaus, um dort bei gepflegter Klaviermusik und dem ansprechenden Duett der harmonisierenden Stimmen von Mutter und Tochter beneidenswerte

Abende zu verbringen. Als bald auch Künstlerfreunde wie Hans Brühlmann und Karl Hofer (später gesellte sich Professor Lüning dazu) das Idyll im Dickem aufsuchten, lebte Frida sich in ein Milieu ein, das ihren geistigen Horizont, aber auch ihre Lebenserfahrung und Menschenkenntnis unmerklich und entscheidend erweiterte.

Ziehen wir — ein Menschenleben nach dieser großen Zeit, in der die Kräfte sich entwickelten, als Einflüsse von außen das selbsteigene Wesen von Bruder und Schwester zu bestimmen begannen — die Summe aus jenen Jahren, so ist es die künstlerische Betätigung, die aus den gegebenen Anlagen zur Verpflichtung vor sich selbst, den Mitmenschen und der Nachwelt erwächst. Es ist nicht anzunehmen, daß Frida schon damals zur letzten Erkenntnis in dieser Hinsicht gelangte. Instinktiv und aus ungewolltem, innerstem Antrieb wirkte sie mit, genießend und beitragend. Wahrscheinlich ließ sie sich nicht bereits von einem Zielbewußtsein leiten, sonst hätte sie auch die Erfahrung gelten lassen müssen, daß Übung den Meister macht; ent-

weder könne man es, oder dann sei es nicht weit her mit diesem Können, war und blieb eigentlich ihre Meinung. Und doch schätzte sie — wie manche Frühmorgenstunde hat sie, im Bette liegend, den ausdauernd wiederholten Klavieretüden Alberts zugehört — solche beharrliche Übung als selbstverständlich und ließ auch die formale Wirkung des Gesangsunterrichtes gelten, den sie im aufnahmefähigsten Alter von Direktor Nabholz empfing, ohne ihn freilich später systematisch fortzusetzen.

Mit der musikalischen Anlage verband unsere Frida einen ausgesprochen künstlerischen Sinn und einen merkwürdig sichern Blick für echte Schönheitswerte, aus denen sie seelische Verklärung untrüglich herausspürte, wie sie umgekehrt bloße, äußerliche Aufmachung sogleich erkannte und ablehnte. Sie stellte Albert die Sträuße, ordnete farbige Tüchlein, Vasen und Schalen mit Früchten oder schöne Säckelchen zu den Stilleben, die aus seiner Meisterchaft nicht wegzudenken sind. Wie oft haben wir drei vor einem im Entstehen begriffenen Bilde

gestanden, wie oft dann auch ihrem ehrlich und rückhaltlos geäußerten Urtheil Recht gegeben, wenn es zur Vollendung gelangen sollte.

Im Element, auf ihrem ureigensten Boden bewegte sich Frida dort, wo es den Geschmack auf die Gestaltung einer intimen und gepflegten Häuslichkeit anzuwenden galt. Den Sinn für „schöne, alte Sachen“ hatte sie von ihrer Mutter geerbt. Mit welchem Eifer, mit welcher Hingabe hatte sie seinerzeit mit antiquarischen Möbeln und Zierstücken aus billigen Grämplerläden die höchst bescheidenen Wohnräume des Dackner Schulhauses heimelig eingerichtet; mit welcher Entschlossenheit merzte sie später aus ihrer eigenen Ausstattung das landläufige, anspruchsvolle Ameublement aus, um dafür Werke einer edlen, altväterischen Handwerkskunst zu Ehren zu ziehen. Bis aufs kleinste Figürchen neben der Standuhr, Miniaturbild an der Wand, Deckeli auf dem Konsoltischchen erstreckte sich ihre Liebe und sorgsam ordnende, stückende, nähende Hand! Wo sie hinkam, in der Wohnung von Freunden, in Schaufenstern und Ausstellungen erkannte sie sogleich das Walten

kultivierten Geschmacks. Wenn irgend ein ansprechendes Milieu sie fesselte, war sie kaum mehr wegzubringen, konnte sie in neidlosen Jubel ausbrechen über das, was andern wohl gelungen war. So erfaßte sie, in solchen Dingen reif und erfahren geworden, mit vollem Bewußtsein die letzte Aufgabe, die sich uns über unser Leben hinaus stellte: die Einrichtung des Flügelhauses. Ihr Verdienst ist es größtenteils, diesem Gemeinschaftswerk bei der Einzelausstattung seine Eigenart und behaglich-wohnliche Note verliehen zu haben, und gar oft war sie es, welche der Rätsel einfachste Lösung vorschlug, das Echte, das ihr über alles ging, mit dem schönen Schein in Einklang zu bringen.

Eine Veranlagung, die sich merkwürdigerweise erst nach dem Schlaganfall in ihren spätern Jahren offenbarte, war vielleicht Grundbedingung ihrer künstlerischen Empfänglichkeit, wenn nicht gar ihres auf letzte und tiefste Klarheit auch im Intellekt dringenden Grundbedürfnisses: ein erstaunliches Unterscheidungsvermögen all ihrer Sinne. Für Farben, Klänge,

fühlbare Stoffqualitäten, ja, selbst für Geruchs- und Geschmacksempfindungen war sie derart sensibel, daß wir etwa spaßweise bedauerten, sie nicht in einem entsprechenden Beruf einsetzen zu können. Dazu kam eine geradezu dokumentarische Erinnerungsschärfe für erlebte Situationen und Menschen, die damit im Zusammenhang gestanden hatten, obschon sie sich dessen für nichts achtete: „Es wäre gescheiter, für Größeres und Wichtigeres ein gutes Gedächtnis zu haben!“

* * *

Angezogen von dem Geist, der in dieser Familie herrschte, schloß sich in Lichtensteig Heinrich Edelman ihm an, und gar bald war in gegenseitiger, inniger Zuneigung das weitere, gemeinsame Schicksal begründet, dessen schön gewirkter Faden nach über vierzig Jahren nun jäh abgerissen ist. Ganz und gar hingegeben an die neue Bestimmung, wäre Frida bereit gewesen, ihrem Mann in die bescheidensten Verhältnisse, in ein zweites Dicken zu folgen, wenn sie nur mit dem Elternhaus in Fühlung



Auf Besuch im Bündner Grenzdienst 1914

bleiben konnte. Denn ihr Ehrgeiz war von Stund an, nur ihm zu leben und nicht eine irgendwie gehobene Stellung. Als sich ihm in St. Gallen ein neuer Wirkungskreis aufthat, folgte sie ihm dorthin in den eigenen Hausstand, wo ihr das Wohlbefinden ihres Gatten erste Sorge war. Sich mit den verfügbaren Mitteln bestmöglich einzurichten, war für sie selbstverständlich; keine, auch die kleinste Verrichtung war ihr zu gering. Es lebte etwas vom rastlosen Pflichteifer Lisbeth Näs, Pestalozzis selbstloser Helferin, in ihr: „Sie hat gedient und gesorgt. Sie räumte auf, wusch Böden und Fenster, und das Haus erschien stets blitzblank. Aber sie arbeitete nicht nur dergestalt mit den Händen ordnend: Aus jedem ihrer Worte sprach selbstverständliche Gradheit und Verständigkeit. Bei höchster Einfachheit und Unschuld hatte sie eine Festigkeit des Willens und eine Reinheit des Herzens, die allem, was von ihr ausging, eine eigentümliche Kraft gab. So war es ihr Geist, der als ein Segen über dem Hause lag.“ Und so hat unsere Frida ihre Pflichten, die sie sich stets selber für die

Notwendigkeiten des Lebens vorschrieb, streng aufgefaßt und unermüdllich, manchmal über ihre Kräfte, im kleinsten selbst erfüllt. Wie Lisbeth erschöpfte sie sich aber nicht in den zeitlichen Dingen des Haushaltes. Nicht nur bewies sie, ohne große Worte darüber zu machen, ein erstaunliches Verständnis für die höhern Werte des Lebens, sondern sie entwickelte geradezu einen Ehrgeiz, vorhandene Fähigkeiten anzuspornen, um Dauerndes zu hinterlassen.

Höchste persönliche Anspruchslosigkeit mit Geringschätzung des Gelderwerbes, von Mode-Allüren, Verzicht auf Reisen und Gesellschaftsanlässe zeichneten den eigenen Weg aus, den sie ging. Schlaflose Nachtstunden, die sie je länger, je mehr in Kauf zu nehmen hatte, füllten ihr Sinnen und Trachten mit Vorsorge für ihre Nächsten, Gatten und Bruder, für die sie sich, da ihre Ehe kinderlos geblieben, aufopferte. Wenn andere in nichtiger Zerstreuung aufgehen, so bedeutete für sie das Alleinsein, ja, Einsamkeit, eine Vertiefung ihres innern Lebens. Wie manche Nachmittage und Abende

hat sie neben dem Radio zugebracht, nährend, strickend, als ob ihr ein guter Freund dabei vorläse. Wählerisch in der Programmauswahl, gab sie sich mit Seligkeit einer guten Singstimme hin. Bei wertvollen Hörspielen oder beim Vortrag literarischer Meisterstücke machte sie völlig mit; oft hat sie, allein und doch im Geiste verbunden mit den Darstellern, bei Gotthelfs Erzählungen oder Ernst Balzlis Bearbeitungen von solchen die Kernstellen mit hellem Lachen begleitet, wie sie früher bei Gastspielen des Theaters die vollendete Schauspielkunst der Reinhartbühne aufs höchste genoß.

Ausspannung und Erholung — mehr noch: ein vollkommenes Aufleben im altvertrauten Milieu bedeutete nach wie vor das Dicken. Daß dort Pfingsten und Betttag zu kurzen Unterbrechungen, die Sommer- und Winterferien aber zu längerem Aufenthalt verbracht wurden, galt nach und nach als Gewohnheitsrecht. Dort widmete sie sich tagsüber dem einfachen Haushalt und führte Ida Bleiker, die noch zu ihrer Schulzeit denselben zu besorgen begon-

nen hatte und mit den Jahren zum treuen „Mädchen für alles“ heranwuchs, in all das ein, woran man sich gewöhnt hatte und was einem deshalb bekömmlich war, ordnete, umsichtig und emsig mithelfend, in Stube und Kammer, Küche und Kleiderschrank die laufend nötigen Erneuerungen an. Damit befriedigte sie ihren stets lebhaften Tätigkeitsdrang. Der Abend aber war der stillen, höhern Freude gewidmet, der Tochter aus Elysium, die immer wieder den Götterfunken aufleuchten ließ: Alberts Malerei, Klavier- und Orgelspiel, Heinis regelmäßiges Vorlesen und ihr eigener Gesang — ach, die alten, schönen Lieder! — Das alles füllte selige Stunden bis in die tiefe Nacht hinein, draußen auf dem Bänklein, wenn der Mond schweigend überm schwarzen Schwandwald aufging, in der heimelig erwärmten Stube, wenn es howaldete und der Schneesturm an Läden und Fenstern rüttelte. Von solch innigem Erleben hat für uns Hans Brühlmanns „Herabkunft der Freude“ einen eigenen, unbeschreibbaren Goldgrund erhalten, der nachleuchtet in unsere letzten Tage.

Das waren auch die Wochen, die man Gästen widmen konnte. Liebe Bekannte stellten sich ein, darunter einigemale Paul Tanner und Frau, mit denen man sich sonst in St. Gallen fast regelmäßig traf, wenn Albert dort — wöchentlich einmal — Anschluß an städtisches Treiben suchte. Wir haben es immer bedauert, diese Beziehungen zu den Herisauer Freunden verhältnismäßig spät erst aufgenommen zu haben. Das ganz anders geartete appenzellische Naturell hatte Frida immer angesprochen. Den schlagfertigen Witz schätzte sie, wenn er gescheit, kritisch und nicht ordinär oder verlegend war, nicht weniger als das kernige, breitspurige Wesen der Berner — nicht umsonst hat sie beider Mundart vor der eigenen den Vorzug gegeben. Mit Tanners hatte man sich seit den Anfängen der Trachtenbewegung gefunden. Frida hatte den Einsatz ihres Mannes auf diesem Gebiet unterstützt mit echt weiblichem Interesse für die verschiedenen Landschaftsformen, für Währschaffigkeit in Stoffen, Machart und Zutaten bis in die letzten Einzelheiten, und mit den Schöpferinnen der Toggenburger und Rheintaler

Trachten, Frau Looser und Hedwig Scherrer, eifrig Rats gepflogen. Zu unvergeßlichen Erlebnissen wurden ihr die Anlässe in Luzern und Einsiedeln, als diese ersten, schweizerischen Trachtentreffen sich noch in intimem, sozusagen freundschaftlichem Rahmen abwickelten. Wie wohl fühlte sie sich, wenn man mit Tanners, Lochers und Frau Kaiser aus Bern in Herisau oder im Dicken zusammentam und kleine Trachtenfeste in der eigenen Stube feierte! War dann Paul Tanner besonders gut aufgelegt, daß er mit seiner unnachahmlichen Erzähl- und Fabulierkunst sein menschliches „Repertoire“ vor Ohren und Augen zauberte, Wahrheit und Dichtung zu köstlichen Situationen verschmolz und als „Onderhaalter im beschte Sinn des Wortes“ mit träsem Biz würzte — aber „aall fii“, dann war Frida mit ihrem rückhaltlosen, befreienden Lachen das hellste Echo des dankbar empfänglichen, kleinen Publikums. Solch echten Humor wußte sie auch den vielen Sonntagnachmittagen abzugewinnen, wenn sie ihren Mann hinausziehen ließ, allein; denn das Wandern wurde ihr von Jahr zu Jahr be-

schwerlicher. Dann stellte sich gewöhnlich ihre Landskraft aus dem Toggenburg, Frau Verni-Grob ein, und was sie vom frühern „Ebnetli“ oder ihrer Familie kurzweilig und mit untrüglichen Gedächtnis zu erzählen wußte, war ihr neben guten RadioSENDUNGEN die liebste Unterhaltung.

* * *

Der zunehmend intensiver werdenden Beschäftigung ihres Gatten mit der toggenburgischen Geschichte stand Frida an sich fremd gegenüber. Historische Abstraktionen, losgelöst von den schönen Formen früherer Kunstfertigkeit, waren ihr schwer faßbar. Aber sie ahnte, welche Werte ihnen für die Wissenschaft innewohnten und gab sich willig gelegentlicher Lektüre von Proben, zuletzt noch aus der im Entstehen begriffenen Landschaftsgeschichte hin. Dafür hatte sie ein Unrecht, mitzureden über die sprachliche Gestaltung, ein sicheres Gefühl für klaren Ausdruck und sogar für saubere Beweisführung, an welche sie hohe Ansprüche stellte. Als dann gegen das Ende seiner Lehrtätigkeit an ihn der

Ruf erging, die Leitung des Historischen Museums zu übernehmen, schreckte sie wohl vor noch stärkerer Beanspruchung zurück, geriet aber doch in temperamentvollen Eifer für eine ihr näher liegende Aufgabe, „schöne alte Sachen“ zu betreuen und die anvertraute Sammlung mit solchen zu bereichern. So verfolgte sie auch mit Interesse die Obliegenheiten, die sich ihm im Heimatschutz für toggenburgische Belange stellten und konnte sich recht schaffens ärgern über Verständnis- und Rücksichtslosigkeit, mit der altes Kunstgut etwa behandelt wird. Von der Pensionierung ihres Mannes hatte sie gehofft, ihn nun auch mehr um sich zu haben; aber stillschweigend opferte sie solche Erwartungen den mancherlei Verpflichtungen, die ihn ihr oft und lange entzogen. Umso mehr genoß sie auf einem gelegentlichen Fährtlein an den Bodensee, ins Appenzellerland oder oberste Toggenburg die Eigenart von Land und Leuten, schöne, alte Bauwerke und gepflegte Innenräume und ließ sich gerne mit deren Bewohnern in ihre häuslichen Verhältnisse ein. „E chli sprööchle mit eme alte Fräuli, geduldig ablose, was gern

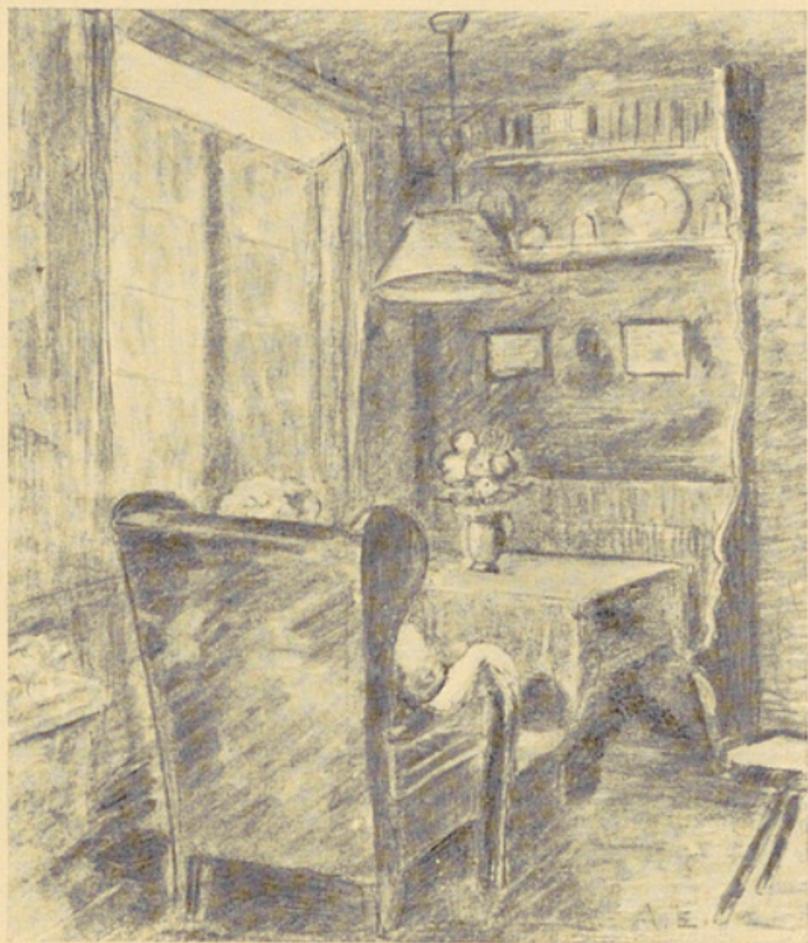
vezele möcht!“ — so suchte sie den bald gefundenen, menschlichen Kontakt, und immer taten sich ihr die Herzen Unbekannter auf, die ihr ehrlich zutunliches Wesen allsogleich herausfühlten. Ein paar stille Herbstferien auf der Reichenau, wo die Reste einer großen Kulturvergangenheit und die abendlich dämmerige Ruhe des Gnadensees sie beglückten, waren wohl die nachhaltigsten dieser auswärtigen Erlebnisse gewesen.

* * *

Eine ausgeprägt kritische Einstellung hatte Frida Edelmann von ihrem Vater übernommen, der zeitlebens ohne Rücksicht auf seine Stellung, ohne nach links oder rechts zu schauen, für Recht und Wahrheit gefochten hatte. Seinen Grundsatz: „Höret nicht auf ihre Worte, achtet nur auf ihre Taten!“ machte sich die gleichgesinnte Tochter in der Beurteilung der Menschen und ihres Handelns zu eigen, mochte sie damit auch einem gewissen, dauernden Mißtrauen verfallen. Illusionen begegnete sie mit Zweifel; schöne Pläne erdauerte sie gründlich,

ehe sie in solche einstimme, um sie dafür, wenn sie sich vertreten ließen, mit Nachdruck und Ausdauer zu verfolgen. Auch die Politik in ihren großen und grundsätzlichen, sozusagen menschlichen Problemen ließ sie nicht gleichgültig, und manchmal hat sie mit der einfachsten, nächstliegenden Frage verlausulierte Redensarten und gewundene Erklärungen bloßgestellt. Die Verfächterin des „Nie wieder Krieg!“ kann diesen nicht glühender gehaßt haben als unsere Frida. Wie oft hat sie leidenschaftlich und verzweifelt ausgerufen, ob denn gegen Drohungen und Rüstungen nichts Wirkungsvolles unternommen werde. Was war das, vor 1945, für eine Spannung gewesen, als unter dem unerträglichen Druck eines hohlen, unmenschlichen Herrschaftsgebildes die verheißende Stimme des englischen Senders allein noch die Hoffnung auf endliche Befreiung und die Wiederkehr menschenwürdiger Zustände wachhielt!

Schöne oder geschickte Worte zu hören, anstatt den Beweis schlichter Tat zu sehen, lehnte sie auch in der religiösen Form ab; Albert



Ihr gewohntes Plätzchen

Schweizer war und blieb ihr da unverrückbares Vorbild eines tätigen, opferbereiten Christen.

* * *

In Fridas fünfzigstem Lebensjahr trat die erste, bedrohliche Störung ihrer bisher unklagbaren Gesundheit ein. In den Tagen, als die Weltlage für unser Land gefährlich wurde und man sich auf das Schlimmste gefaßt machen mußte, wurde plötzlich eine schwere Operation nötig. Der ärztliche Eingriff war gelungen; aber mit dem vorübergehenden Verlust des Sprachvermögens war ihr auch das Vertrauen in den Gebrauch ihrer Singstimme genommen, und — kritisch, wie sie auch gegen sich selbst war — ein halbes Gelingen hätte sie niemals ertragen. Was Frida im Tiefsten und Letzten ihres Innern bewegte, hat sie stets scheu verhüllt; aber es hatte, verhalten und in unsagbarem Ausdruck, jeweils aus Dämmerung und Dunkelheit herübergeflungen —

Ein wenig Wohlklang und Gesang
Und eine ganze Seele...

Verstummt waren die, ach, so vertrauten Lieder, versunken jene Welt, die sich nur in Tönen andeuten, nicht mit Worten ausdrücken läßt.

Ohne Aufhebens trat sie nun zurück in die Reihe der Empfangenden und genoß dankbar mit diesen schöne, echt empfundene Darbietungen, selbst in der Ersatzform einer vollkommenen Radiosendung. Eichendorffs „Nachruf“ in der Vertonung Othmar Schoecks und gesungen von Ilona Durigo, war ihr in seinem tiefen Gehalt mehr als bloßer Wohlklang und ein Lieblingslied im gewöhnlichen Sinne. Nicht anders als Ludwig Richters Holzschnitte, deren englein-umspielte Abend- und Sternenhimmel den Blick in die Ewigkeit auf tun.

Körperlich nach und nach wieder leistungsfähig geworden, stellte sich bei ihr neuerdings die alte Schaffenslust ein; es war, als ob der drohende Fingerzeig, den sie erfahren, sie erst recht antriebe zu wirken, solange es Tag sei. So täuschte sie sich, beseelt von vermehrtem Pflichtgefühl, in ihren Kräften, und wenn sie vielleicht doch Be-

schwerden fühlte, so verheimlichte sie diese, bis ihr Herz anfang, die zugemuteten Leistungen zu verweigern. Wie gerne hätte sie noch mehr mitgewirkt, als es galt, die Einrichtung des Fieberhauses zu vervollständigen; aber selbst vorübergehende Ortswechsel und vor allem der Föhn steigerten, indem noch Diabetes dazu kam, ihr schlechtes Befinden. In einer schlimmen Nacht Ende Januar des vorletzten Winters überkam sie ein Herzinfarkt, aus dem sie nicht genügend Konsequenzen zog und, im Spital notdürftig hergestellt, bald wieder heimzukehren beehrte. „Heim, nur heim!“, wo es ihr immer am wohlsten gewesen, wo sie aber auch ihrem Manne die Arbeit zu erleichtern trachtete und dabei sich selber zu wenig schonte. Die letzten Weihnachten, der letzte Jahreswechsel im „Acker“ wurden für sie, als Eßlust und Schlaf fast völlig schwanden, eher zur Qual als zur Erholung, und noch einmal wurde ein Klinikaufenthalt nötig. Noch ging es den Sommer über leidlich. Die systematische Behandlung durch den Spezialisten schien, umsomehr als sie zu diesem größtes Vertrauen gewonnen hatte,

Erfolg zu versprechen. Aber eine andere Gefahr hatte sich nicht ermessen lassen und steigerte sich selbst bei eingeschränktester, häuslicher Tätigkeit, da ihr Temperament das gebotene Maß an Ruhe immer wieder durchbrach; es war ihr einfach nicht gegeben, die Hände in den Schoß zu legen, ihre Sorge für andere auszuschalten, sich gänzlich zu entspannen.

Als ihr Gatte am frühen, lieblichen Abend des 28. Septembers heimkehrte und vermeinte, sie wohlaufgelegt an ihrem gewohnten Plätzchen bei einer leichten Beschäftigung zu treffen, fand er sie sprach- und bewegungslos am Boden liegend; nur die weitgeöffneten Augen blickten ihn fragend an. Mit Mühe und der Hilfe einer dienstbereiten Nachbarin aus ihrer unbequemen Lage befreit, ließ sie, anscheinend gelähmt und bewußtlos, die Vorkehrungen des eiligst herbeigerufenen Arztes über sich ergehen, erkannte weder Albert, noch Ida, die unverzüglich hergereißt waren.

Als wir, wie vor fünfzehn Jahren zur schweren Operation, hinausfuhren zum Spital

und sie scheinbar schlummernd auf der Transportbahre lag, kam als letztes, gehauchtes Wörtlein von ihren unmerkbar zuckenden Lippen: „Heini!“ Es faßte wie ein Reflex zusammen, was ihr Halbbewußtsein erfüllte, was Inhalt und Endzweck ihres Lebens gewesen war und bedeutete für ihn, der neben ihr kniete, den Abschied vom Liebsten, das um ihn gewesen, von einer beinahe fünfzigjährigen Lebensgemeinschaft, die nun unwiderruflich abgerissen war. Lag in diesem Scheidewort Dank, Klage, Mahnung? Wollte sie, besorgt und bekümmert um sein Wohlergehen wie immer, ihm noch hundert Kleinigkeiten sagen? „Denk dran . . . , vergiß nicht! . . .“ Noch kämpfte, zwei Tage und drei Nächte, ihr tapferes Herz. In der ersten Morgenfrühe des ersten Oktobertages hauchte sie, umfassen vom Gatten, im einsamen Spitalzimmer ihr liebes Leben aus, und als von der nahen Kirche die Glocke erklang, senkte der Tod seine Schatten auf das müde Angesicht . . .

* * *

Frida Edelman war, bei aller Bescheidenheit der Stellung, die sie im Leben eingenommen hat, das höchste Glück der Erdenkinder beschieden, eine ausgeprägte Persönlichkeit, sich selber treu zu sein und sich zu geben, wie sie war. Ob auch der Spiegel ihrer Seele verdunkelt ist, in dem sich alles, was sie ansprach, in seltener Klarheit läuterte, in wundervoller Resonanz verstärkte, wenn uns auch das erhoffte, letzte Idyll eines gemeinsamen, in Ruhe verfliegenden Alters versagt bleibt, so haben wir das als unabänderliches Schicksal hinzunehmen. Ihr Bild, markant umrissen, wird in unserer Erinnerung fortleben, weiterleben mit dem stillen Dank für ihre Selbstlosigkeit, in Anerkennung ihres Charakterbekenntnisses und ihrer Aufgeschlossenheit für alles Schöne und Edle.

Unsere Trauer hat zurückzutreten hinter der tröstlichen Einsicht, daß der Verstorbenen größere Beschwerden des Alters und zermürbender Krankheit erspart geblieben sind, unter denen sie, die sich stets vom Bild unverwüstlich blühenden Lebens bezaubern ließ, am meisten

gelitten hätte. Sie soll und wird uns lebendig umgeben, wie sie uns so manchmal mit ihrem beseeligenden Singen versprochen hat:

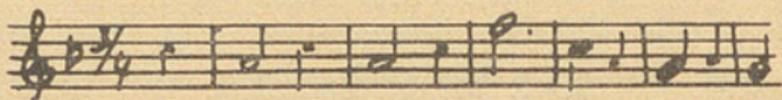
„Von dir geschieden,
Bin ich bei dir;
Wo du auch weilest,
Bist du bei mir.“

Nachruf

von Eichenborff

Hlona Durigo

Otmar Schoeck



Du liebe mein Lärke, wie manche Sommernacht,
Bis dass der Morgen graute,
Hab ich mit dir durch wachet!
Die Täler wieder wacheten,
Kaum spielt noch Abendrot,
Doch die sonst mit uns wacheten,
Die liegen lange tot.
Was wollen wir nun singen
Hier in der Einsamkeit,
Wenn alle von uns gingen
Die unser Lied erfreut?
Wir wollen dennoch singen!
So still ist's auf der Welt;
Wer weiss, die Lieder dringen
Vielleicht zum Sternenzelt.
Wer weiss, die da gestorben,
Sie hören droben mich
Und öffnen leis die Pforten
Und nehmen uns zu sich.



Zentralbibliothek Zürich



ZM03412885

